

DIE FACKEL

Nr. 338

6. DEZEMBER 1911

XIII. JAHR

Glossen

Von Karl Kraus

EIN WEITVERBREITETES MISSVERSTÄNDNIS

ist der Glaube an meine Feindseligkeit. »Sie zu überzeugen, versuche ich nicht. Aber ich darf trotzdem sagen, daß Sie mir in meinen Motiven und Absichten Unrecht tun.« Oder: »Ich gestehe, daß es mich kränkt, daß Sie mir mit solchem Übelwollen, ja mit solcher Feindseligkeit gegenüberstehen.« Welches Vorurteil! Ich stehe niemand in der Welt gegenüber und bin das Wohlwollen selbst. Ohne Ansehen der Person reagiere ich auf Geräusche, und interessiere mich nicht für die Richtung, aus der sie kommen. Wäre der Inhalt meiner Glossen Polemik, so müßte mich der Glaube, die Menge der Kleinen dezimieren zu können, ins Irrenhaus bringen. »Sie haben mich kürzlich zum Objekt Ihrer Satire genommen«, schreibt einer, streicht »genommen« und setzt dafür »gewählt«. Ich aber kann mit ruhigem Gewissen sagen, daß ich mir noch nie einen zum Objekt meiner Satire genommen oder gar gewählt habe. Hätte ich da etwas dreinzureden, so wäre ich nicht Satiriker und würde eine bessere Wahl treffen. Denn, die Satire wählt, nimmt und kennt keine Objekte. Sie entsteht so, daß sie vor ihnen flieht und sie sich ihr aufdrängen. Die Würdigkeit der Objekte mag den Wert der Polemik bestimmen; aber Name oder Andeutung eines Kleinen, oder was irgend von ihm in einer Satire steht, ist Kunstelement. Wie ein Schneuzen, wie die Trompete eines Beiwagenkondukteurs oder wie sonst etwas, das ich mir nicht wähle; wie sonst ein Stoffliches, von dem ich den Stoff nicht wähle, sondern abziehe. Kann ich dafür, daß die Halluzinationen und Visionen leben und Namen haben und zuständig sind? Kann ich dafür, daß es den Münz wirklich gibt? Habe ich ihn nicht trotzdem erfunden? Wäre er Objekt, ich wählte anders. Erhebt er Anspruch, von der Satire beleidigt zu sein, beleidigt er die Satire. Außerhalb dieser mag er ein Dasein haben, aber keine Berechtigung. Der Leumund mag in Ordnung sein, kommt aber für die Satire nicht in Betracht, Motive und Absichten prüfe ich nicht. Die sind unbesehen gut oder schlecht. Nichts ist der Satire egal. Die Polemik kann es als Einmischung in ihr Amt empfinden, wenn das Objekt sie zu überzeugen versucht, oder sie mag mit sich reden lassen wie ein Amt. Der Satire Vorstellungen machen, heißt die Verdienste des Holzes gegen die Rücksichtslosigkeit des Feuers ins Treffen führen. Nun muß ja freilich der Brennstoff kein Verständnis für die Wärme haben und der Anlaß mag sich so weit überschätzen, daß er sich durch die Kunst beleidigt fühle. Aber das Verhältnis der Satire zur Gerechtigkeit ist so: Von wem man sagen kann, daß er einem Einfall eine Einsicht geopfert habe, dessen Gesinnung war so schlecht wie der Witz. Der Publizist ist ein Lump, wenn er über den Sachverhalt hinaus witzig ist. Er steht einem Objekt gegenüber, und wenn dieses der polemischen Behandlung noch so unwürdig war, er ist des Objektes unwürdiger. Der Satiriker kann nie etwas Höheres einem Witz opfern; denn sein Witz ist immer hö-

her als das was er opfert. Auf die Meinung reduziert, kann sein Witz Unrecht tun; der Gedanke hat immer recht. Er stellt schon die Dinge und Menschen so ein, daß keinem ein Unrecht geschieht. Er richtet die Welt ein, wie der Bittere den verdorbenen Magen: er hat nichts gegen das Organ. So ist die Satire fern aller Feindseligkeit und bedeutet ein Wohlwollen für eine ideale Gesamtheit, zu der sie nicht gegen, aber durch die realen Einzelnen durchdringt. Das Lamentieren ist unnütz und ungerecht. Die sich beleidigt fühlen, unterschätzen mich; sie halten sich für meine Objekte, und da fühle ich mich beleidigt.

* * *

SIE KÖNNEN NICHTS DAFÜR

Mache ich die Reporter verantwortlich? Das konnte man nie glauben. Die Institution? Das tat ich vor zehn Jahren. Das Bedürfnis des Publikums? Auch nicht mehr. Wen oder was mache ich verantwortlich? Immer den, der fragt.

*

Aber die Presse macht die Reporter und die Abonnenten verantwortlich. Alle Schande wälzt der Leitartikel auf die Kleine Chronik. Immer entledigt sich vorn einer des Drecks, der hinten gesammelt wird. Sie verleugnen einander. Als die hinten Orgien der Neugier in einem Totenzimmer feierten, rang vorn ein Ahnungsloser die Hände, einer, der glaubt, daß der Storch die Kinder bringt, und nicht weiß, daß sie längst der Reporter bringt:

»Zwei alte Leute feiern ihre silberne Hochzeit. Kein großes Fest, nichts, was in die Öffentlichkeit dringt oder, *wie jetzt so üblich, an die große Glocke* gehängt wird ... «

Die große Glocke beschwert sich darüber, daß man es an sie hängt! Ja muß es sich denn die große Glocke gefallen lassen? Wenn sie die Glöckner unterscheiden kann, kann sie sie nicht wählen? Oder unbildlich gesprochen: Ist es nicht widerwärtig, wenn eine alte Kupplerin sich darüber beschwert, daß, wie jetzt so üblich, viele Klienten kommen, und gar der Zeit nachweint, wo sie selbst ein unbeschriebenes Blatt war?

*

Wenn ich die Verlorenheit der Welt an ihren Symptomen beweise, so kommt immer ein Verlorener, der mir sagt: Ja, aber was können die Symptome dafür? Die müssen doch und tun's selbst nicht gern! — Ach, ich tu's auch nicht gern und muß doch.

* * *

WAS WIR HOFFEN

»*Eine merkwürdige Verfügung.* Den Volksschullehrern im Großherzogtum Sachsen—Weimar ist durch eine Verfügung des Großherzoglichen Staatsministeriums verboten worden, für die Tagespresse irgendwie journalistisch tätig zu sein.«

Die Verfügung ist merkwürdig, und zumal in Österreich sollte man sie sich merken. Hier, wo nicht einmal die Volksschullehrer die Macht haben, das Staatsministerium von der Mitarbeit an der Tagespresse zurückzuhalten! Die Verhinderung der Volksschullehrer — das ist nur ein bescheidener Anfang. Die Hochschulprofessoren zu zügeln, das ist die schöne Aufgabe, die der sogenannten Reaktion — dem Kinderschreck erwachsener Idioten — vorbehalten

bleibt. Wenn wir aber erst so weit sind und die Kompanie der bebrillten und der bezwickerten Intelligenz getrennt haben, dann lasset uns auch daran gehen, die Hochschulprofessoren von der Hochschule zu entfernen, und dann verbieten wir der Tagespresse, irgendwie journalistisch tätig zu sein! Überhaupt bin ich dafür, daß alles was jetzt besteht, bei Todesstrafe verboten und diese auch im Falle der Befolgung vorläufig vollstreckt wird.

* * *

WAS MAN IM TRAUM AUF SAGEN KANN

... »Daß dieser Ruf besonders lebhaft aus Deutschböhmen erscholl — « »Es gibt kein Deutschböhmen!« ... Dieser Zwischenruf entfesselt eine ungeheure Lärmszene ... Die Deutschen protestieren in lauten Rufen ... während die Tschechen ... Abzug Hohenburger! ... Auf die Abzugrufe der Tschechen antworten die Deutschen mit demonstrativen Händeklatschen ... Heil Hohenburger! ... bemüht sich vergeblich, Ordnung zu schaffen ... Deutsche und Tschechen stehen dicht gedrängt vor der Ministerbank ... Über lebhaftes Zurufe der Deutschen versucht der Justizminister ... es gelingt ihm auch tatsächlich ... welche jedoch kaum den dicht neben ihm stehenden Stenographen verständlich sind ... Die Tschechen zeigen die deutliche Absicht ... drängen mit Macht gegen den Platz ... Von deutscher Seite eilen einige mit großer Körperkraft ausgestattete Abgeordnete ... Wedra ... Da hört man plötzlich einen schrillen Pfiff ... Fresl ... Die Deutschen sind im ersten Moment verblüfft ... antworten aber bald mit ironischem Händeklatschen ... großes Gedränge, aus welchem man die Hünengestalt ... vergeblich bemüht ... Die Situation droht in Tätlichkeiten auszuarten ... Da erhebt sich ... erklärt die Sitzung für unterbrochen ... nimmt sein Portefeuille ... verläßt, von den »Abzug!«— und »Pfui!«—Rufen der Tschechen begleitet, den Saal ... kommt es zu einem drohenden Wortwechsel ... getrennt ... Fast eine halbe Stunde tobt ... Mittlerweile finden im Präsidialbüro Besprechungen ... Um 3 Uhr 20 Minuten wird die Sitzung ... unter lautloser Stille ... erklärt, mit dem Ausdruck »Deutschböhmen« habe er nur jene Gebiete Böhmens bezeichnen wollen, die vorwiegend von Deutschen bewohnt sind ...

* * *

DER HISTORIKER

» ... Diese Anschauung ungefähr liegt folgender Äußerung des berühmten Historikers Dr. Heinrich Friedjung zugrunde, die er in lebenswürdiger Weise vor einem unserer Mitarbeiter abgab: Friedensaussichten ergeben sich in einem Kriege erst, wenn einer der beiden Teile zur Erkenntnis kommt, der Kampf sei aussichtslos ... Dann erst kann in Konstantinopel die Friedenspartei ihr Haupt erheben ... So traurig es auch ist, so muß Europa dem Blutvergießen vorerst mit verschränkten Armen zusehen ... Die Waffen werden die Entscheidung darüber bringen, ob ... «

* * *

DER PSYCHIATER

» ... Njegus ist wiederholt abgestraft, er hat sich immer als gewalttätig erwiesen und man kann ihm schon von diesem Standpunkte aus ein derartiges Delikt zutrauen. Er hat sich auch keineswegs als solcher Held, als Altruist gezeigt, wie dies hier behauptet worden ist. Er hat sein Vermögen in kurzer Zeit verpraßt, er hat sich infiziert ... «

* * *

OHNE ANSEHEN DER PERSON

Einen vollgültigen Beweis für richterliche Unabhängigkeit hat einer im Prozeß gegen den Parlamentsattentäter geliefert. Der Fall dieses Njegusch, der zuerst in der »Lustigen Witwe« und hierauf in der nach einer Idee von Viktor Leon verfaßten österreichischen Politik vorkam, ist abgedroschen wie eine achthundertste Aufführung. Pikant wird die Chose nur durch die Einlagen. Der Justizminister leibhaftig tritt als Zeuge auf, und die Justiz, die in ihrer Unabhängigkeit es bisher nie glauben wollte, überzeugt sich endlich davon, daß es so etwas gibt. Das ist aber noch gar nichts.

»Es tritt hierauf Ministerpräsident Dr. Karl Graf Stürgkh vor die Zeugenbarre.

Präs.: Exzellenz werden als Zeuge geführt, und ich brauche wohl nicht erst die Wahrheitserinnerung zu machen. Sie haben selbstverständlich die volle und reine Wahrheit auszusagen.«

Das ist kolossal. Der Präsident heißt Wach. Nicht: Sie werden selbstverständlich, sondern: Sie haben selbstverständlich. Es macht Eindruck. Auch der Präsident kann sich diesem Eindruck nicht entziehen. Er hat die Wahrheitserinnerung ohne Ansehen der Person gemacht. Aber jetzt sieht er die Person an. Ein ausgewachsener Ministerpräsident steht vor ihm. Was tut man da?

»Präs.: Darf ich Eure Exzellenz bitten, über die tatsächlichen Eindrücke gelegentlich des Attentats Mitteilung zu machen?«

Der Zeuge erfüllt die Bitte. Gegen eine unabhängige Justiz ist eine Regierung immer entgegenkommend.

* * *

SIEBEN GENTLEMEN UND EINE ZUGEREISTE

»Gestern fand beim Bezirksgericht Margareten (*Strafrichter* Dr. G.) die Verhandlung statt, in welcher die 19jährige, aus London *zugereiste* Konservatoristin Gertrude Wright der wörtlichen und tätlichen Amtshohnbeleidigung angeklagt war. Miß Wright fuhr nämlich am 23. Oktober in einem Wagen der Straßenbahn über die Favoritenstraße. Da sie dem *Kondukteur* damals einen Fahrchein vorwies, der keine Gültigkeit mehr besaß, wurde sie von ihm aufgefordert, eine neue Karte zu lösen oder den Wagen zu verlassen. Sie tat keines von beiden und der *Kondukteur* sah sich genötigt, am Rainerplatz den *Sicherheitswachmann* S. um Inter-

vention zu ersuchen. Nach längerem vergeblichen Zureden, der Aufforderung des Kondukteurs nachzukommen, erklärte sie der Wachmann für arretiert, worauf sie ihm zwei Ohrfeigen versetzte und mit ihrem Geigenkasten den Kondukteur traf ... Kondukteur G. bestätigte die Klagedarstellung. Wachmann S. behauptete überdies als Zeuge, sie habe mit dem Geigenkasten auf den Kondukteur losgeschlagen. Er sei genötigt gewesen, einen *zweiten Wachmann* herbeizurufen, weil die Angeklagte sich weigerte, mitzugehen. Auf dem Wege zum Kommissariat habe die Angeklagte dann zweimal versucht, davonzulaufen. Am Kommissariat selbst habe sie derartig geschrien, daß niemand mit ihr reden konnte. Der *Möbelpacker* E., ein Fahrgast, sagte aus, sie habe im Wagen gesagt: 'Eine derartige Wirtschaft wie in Wien gibt es im Ausland nicht.' Als die Dame den Wagen verließ, sei sie halb vom Wachmann gezogen, halb vom Kondukteur geschoben worden. Der Zeuge Wemola, ein *Hilfsarbeiter*, erklärte auf Befragen des staatsanwaltschaftlichen Funktionärs, ob die Angeklagte den Wachmann geohrfeigt oder nur Abwehrbewegungen gemacht habe: 'Das waren schon Ohrfeigen; ich werd' doch die Ohrfeigen kennen.' (Heiterkeit.) Die Angeklagte erklärt, sie sei erst am 1. Oktober d. J. nach Wien gekommen; der Sprache nicht mächtig, habe sie die Worte des Kondukteurs und des Wachmannes nicht verstanden. Sie habe bereits zweimal Fahrscheine gelöst und daß sie nun noch einen dritten lösen solle, sei ihr nicht eingegangen. In der Aufregung habe sie wohl herumgefuchelt, doch geohrfeigt und geschlagen habe sie niemanden. Auf Antrag des *staatsanwaltschaftlichen Funktionärs* Dr. v. K. trat der Richter schließlich den Akt an das Landesgericht ab, da das Verbrechen der öffentlichen Gewalttätigkeit vorzuliegen scheine. ¹«

Der Hebung des Zugereistenverkehrs wird es nicht nützen. Ein besserer Gerichtsbeschuß wäre gewesen, die Wiener Einrichtungen zu ändern, wenn sie so sind, daß sie zu Ohrfeigen und einem Hieb mit dem Geigenkasten führen können. Man muß kein Zugereister sein, um bis zum Wunsche solcher Abwehr zu gelangen, und man muß nicht aus England kommen, um der Sprache dieses Landes nicht mächtig zu sein. Eine Miß, die mit ruhigen Nerven durch dieses Gedränge von Möbelpackern, Strafrichtern, Kondukteuren und Funktionären durchkommt, kann von Glück sagen. Der Hilfsarbeiter Wernola trägt auch nicht zur Hebung des Lebensmutes bei. Und dieses Verkehrsleben, bei dem man nur vorwärts kommt, wenn man halb vom Wachmann gezogen, halb vom Kondukteur geschoben wird, ist eine Katastrophe. Und kurzum, der Kulturmensch, dem dreimal etwas abgezwickt werden soll, wird grob. Wenn das Vaterland das nicht verträgt, so ist Zuzug fernzuhalten ². Aber Fremde mit dem Wald— und Wiesengürtel anlocken und dann durch die Elektrische schuldig werden lassen, ist gemein.

* * *

1 Aus solchen unerfreulichen Vorkommnissen hat man im Deutschland des Jahres 2015 gelernt und weiß, wie man sie verhindert. Der Konzernvorstand der DB weist am 05.09.2015 seine KiNs (?) an, »heute keine Fahrkartenkontrollen und Fahrpreisnacherhebungen bei Migrant*innen [= Asylbanditen] durchzuführen.« So einfach und doch wirkungsvoll.

2 Auch meine Empfehlung.

DER WASENMEISTER BAUERNFEIND

oder

DAHOAM IS DAHOAM

» Aus Linz, 23. d. M., wird uns telegraphiert: Die Gastwirtseheleute Anton und Marie Buchberger in Hinterleuten im Mühlviertel setzten ihren Gästen Fleisch in völlig verwestem Zustande vor. Wie amtlich erhoben wurde, bezogen die Wirtsleute bereits seit vier Jahren von dem Wasenmeister Bauernfeind in Unterweißenbach verendete Kälber, Kühe, Hunde und Pferde, deren Fleisch sie auskochten. Bei der Revision durch die Gendarmerie wurden 30 Kilogramm derartiges Fleisch gefunden. Der Wasenmeister wurde vom Landesgerichte in Linz zu einer einmonatigen, der Gastwirt zu einer zweimonatigen und dessen Gattin zu einer sechswöchigen strengen Arreststrafe verurteilt. Gegen mehrere andere Gastwirte des unteren Mühlviertels schwebt zurzeit wegen ähnlicher Delikte eine Untersuchung.«

Und die Opern von Bittner?

* * *

EIN HÖRFEHLER

Vor einem Prager Gericht wurde, wie die Neue Freie Presse behauptet, Shakespeare folgendermaßen zitiert:

Dr. W. hob ferner hervor, daß es eine Versündigung an dem Geiste der Strafprozeßordnung bedeute, wenn fertige Urteile in die Verhandlung mitgebracht würden. Wenn man diesem Vorwurf gegenüber darauf verweise, daß dies allgemein üblich sei, so sei dies *ein Brauch*, »von dem der Brauch mehr ehrt, als seine Übung«.

In Wirklichkeit verhält sich die Sache so: Auf die Frage Horatios, ob das Gebrauch sei (nämlich daß an des Königs Tafel unter Musik und Lärm gesoffen werde), antwortet Hamlet: »Nun freilich wohl: Doch meines Dünkens (bin ich eingeboren und drin erzogen schon) ists ein Gebrauch, wovon der Bruch mehr ehrt als die Befolgung.« Nun besteht ja kein Zweifel, daß in Prag zwar nicht der Wortlaut, aber der Sinn richtig zitiert und gesagt wurde, es sei ein Brauch, von dem der Bruch mehr ehrt als seine Übung. Ferner besteht auch kein Zweifel, daß genau berichtet wurde, was gesagt wurde. Aber die Berichte werden telephonisch übermittelt, und wenn sich zwischen die Aussprache in Prag und das Gehör in Wien solch ein Hindernis stellt, dann kann man für nichts gut stehen. In Prag wurde nämlich ganz richtig hineingerufen: » ... so sei dies ein Broch, von dem der Bruch ... « In Wien wurde zwar der Broch ganz richtig verstanden, aber auch der Bruch klang wie Broch und wurde infolgedessen als Brauch geschrieben. Telegramme sind, besonders wenn es sich um Shakespeare handelt, verlässlicher. Denn das Telephonieren, meines Dünkens (bin ich eingeboren und drin erzogen schon), das ist ein Broch, von dem, der Bruch mehr ehrt als seine Übung.

* * *

BISMARCKS BADER

oder

NUR GANZ UND GAR UNVERFÄNGLICHE, KEINESWEGS INDISKRETE DINGE

Wenn ein großer Herr einen Bader gehabt hat, so wird sich das Publikum noch mehr für den Bader als für den großen Herrn interessieren. Diese Erkenntnis bewog die Urania, die nicht nur unterhalten, sondern auch belehren will, nach dem Ganghofer den Schweningen kommen zu lassen. Daß Bismarcks Leib an Hämorrhoiden und Gallensteinen gelitten hat, wissen wir nun und sind tief verzweifelt, daß es so bald keinem himmlischen Bader gelingen wird, Bismarcks Unsterblichkeit von dem ihr anhaftenden Schweningen zu befreien, der tiefer sitzt als der unschwer entfernte Harden. Peinlicheres ist selten dreister geboten worden. Herr Schweningen, eine polternde Charge der Medizin, nach einer Idee von L'Arronge gearbeitet, in einem rauhen Kern eine gute Schale verbergend, von dem berechtigten Mißtrauen gegen die Fachmedizin genährt, die Lücken der ärztlichen Bildung durch Grobheit ausfüllend, hatte das Glück, daß die Riesennatur seines größten Patienten so lange als nur irgendsmöglich seinen lebhaften Attacken standhielt. Vielleicht wäre sie der Wissenschaft früher gewichen: mit dem Sapperlotskerl, dem Onkel Schwarzebart aus Bavarien, wie man im Grunewald sagt, wollte sie's aufnehmen. Nun kann man sich wohl nichts Unerquicklicheres denken als die Schilderung solchen Kampfes, in der sich der schließliche Triumph eines handfesten Baders selber feiert. Die Verletzung des ärztlichen Geheimnisses scheint eine Berufspflicht zu sein, die auch dem nichtgraduierten Mann am Herzen liegt. »In Ehrerbietung vor den Manen Bismarcks«, die er nicht mehr massieren kann, »neigt er sein Haupt« und »durch keine Möglichkeit werde er sich zu irgend einer Indiskretion, zu einer Verletzung des Gastrechtes, das ihm dort gewährt wurde, zu einer Verletzung des Vertrauens veranlaßt sehen können, im Gegenteil«. So versicherte Herr Schweningen dem Wiener Publikum, das schon alle Hoffnung fahren ließ. Es sollte angenehm überrascht werden. Zwar, die Fettleibigkeit des Sohnes Wilhelm mit allen ihren Gichtknoten und sonstigen Details war nicht danach angetan, weitere Kreise zu fesseln. Immerhin. Schweningen hatte einen acht Seiten langen Brief vom Grafen bekommen, er beantwortete ihn, auch diese Antwort werde noch einmal an die Öffentlichkeit kommen, denn es sei doch begreiflich, daß er, Schweningen, in dem Augenblick, wo er »als junger anrühiger Arzt mit einem solchen Herrn zu tun hatte«, von dem Briefe eine Abschrift nahm. Das ist gewiß begreiflich und die Selbstverständlichkeit, mit der einer auf seinen Anfang als junger anrühiger Arzt zurückblickt, hat etwas Ansprechendes. Nach der Erledigung von allerlei Tratsch, der außerhalb der medizinischen Sphäre spielt, schreitet er endlich zur Untersuchung des Patienten, dem er noch heute eine kolossale Schweißproduktion nachsagen kann. Hierauf folgt eine Roßkur, nach deren Verlauf der Arzt den eigenen Patienten nicht wiedererkennt: er erwartet einen dicken Mann auf dem Münchner Bahnhof und ein dünner Mann steigt aus. Siehe da. In zehn Monaten war Bill durch briefliche Ordination von 236 auf 176 Pfund heruntergekommen, und man kann sich keine bessere Annonce denken als den Dialog, der sich auf dem Bahnhof abspielt: »Wen suchen Sie?« »Stören Sie mich nicht, ich suche den Grafen Bismarck.« »'Der bin ich', lachte der Ankömmling.« Nun berichtet Schweningen stolz, daß er den Grafen »in die Abhärtungstheorie gebracht« habe. Er ließ ihn auf Bergtouren »in allen

Klammern mit 4 und 6 Grad baden«. »Als das Unglück wollte«, daß der Graf hierauf Typhus bekam, sagten die Verleumder Schweningers, an denen es nie gefehlt hat, jener sei tuberkulös geworden. Schweninger »packte ihn« und ging mit ihm nach dem Süden. »Nun will ich den 'Schwindsüchtigen' auch noch kurieren.« Da der Graf nicht Schwindsucht hatte, so gelang es überraschend, und er bekam infolgedessen bloß ein Herzleiden. Jetzt aber gings an den Fürsten. Dieser erzählte von seinem Zustand. »Ich erwiderte ihm kurz: 'Mit dem Gerede kommt nichts heraus, ich muß Sie wie den Bill in Behandlung nehmen'«. Was nun folgte, ist bekannt, aber schwer vorstellbar. Der Mann, dessen Gerede so ziemlich das bedeutendste Gerede war, das je in Deutschland geführt wurde, lag durch Jahre wehrlos da und ließ sich von einem nichtgraduierten Panther kneten. Schweninger war nicht mehr zu halten. Das war nicht mehr strenge Massage, das war Fanatismus! Es gelingt ihm endlich, eines Gallensteins habhaft zu werden, den er aber nicht als Andenken aufgehoben hat, weil er ihn sonst in der Urania vorgezeigt hätte. Er nennt ihn jedoch, da es kein Leberkrebs war, einen »wohlwollenden Gallenstein«, und so kann man sich ihn wenigstens vorstellen. Bismarck—Worte sind unvergänglich. Schweninger gelang es, etliche zu entlocken, die vergänglich sind. Einmal entfernte er sich in den Grunewald, vermutlich, um auch Den im Grunewald zu kneten: da war der Fürst unfolgsam. Er trank Buttermilch. »Bei meiner Rückkehr tänzelte mir der Fürst mit den Worten entgegen: 'Während mein Dockchen sich im Grunewald amüsierte, habe ich mich an einem alten Liebchen vergnügt'.« Schweninger will auf und davon. Aus purem Mitleid bleibt er. Denn der Fürst (die Feder sträubt sich, in solchem Zitat Bismarck zu sagen) »hatte fortwährendes Erbrechen«. Bill war erledigt. Den Fürsten brachte er noch aufs Pferd. »Bei Bill traten die ersten schweren Herzerscheinungen ein«. Darum läßt er ihn oft vom Pferd absteigen und »mit erhöhten Beinen im Straßengraben liegen«. »Dafür ging die strenge Behandlung des Fürsten, die Einhaltung der vorgeschriebenen Lebensweise, Diät, horizontale Lage etc. an«. »Da erlebte ich«, ruft Schweninger, »die Freude, daß er auch die Hämorrhoiden verloren hat. Von nun ab war mein Renommee im Hause Bismarck begründet ... Der Schleier aber, den ich über die Erinnerung an den Fürsten und seine Familie gezogen habe, sollte heute nicht gelüftet werden. Nur ganz und gar unverfängliche, keineswegs indiskrete Dinge sollten hier Erwähnung finden, selbst auf die Gefahr hin, daß ich weit hinter Ihren Erwartungen zurückgeblieben bin.« Das Wiener Publikum nun, welches sich das anhörte, empörte sich weder wegen des Gebotenen noch wegen des Vorenthaltenen. Die Wiener Presse hob hervor, daß Schweninger dem Grafen »vollständig gesund gemacht« habe, und was den Fürsten betrifft, so rühmte sie die Diskretion, mit der er sich in seinen Ausführungen strenge auf seine ärztlichen Beziehungen beschränkte und es auf das sorgfältigste vermied, das politische Gebiet auch nur zu streifen«. Denn ein Masseur ist zur ärztlichen Verschwiegenheit nicht verpflichtet und es ist anerkennenswert, wenn er ein übriges tut und das diplomatische Berufsgeheimnis wahrt.

* * *

DEN IM GRUNEWALD

von dem im Michelreich kein Canis mehr den Happen nimmt, kirrt dennoch kein seiner Schreibart Schönheitlinie nachzeichnendes Mühen. Drum hat er von einem, der ihm einen Aushängbogen zum zahlungsfreien Vordruck ließ, gesagt, er sei »der junge, auf Hamburgs Boden heimisch gewordene, als Balla-

dendichter vom Hansenstolz gekrönte Schlesier«, nannte das Capitulum »eine übermütige Schnurre« und meinte, »dieser Dreißiger habe sich keinem Schreiberklüngel verlobt; und drum vielleicht die kecke Jugendlust an Farben und Tönen, an Gewitter und Schabernack bewahrt«. Bewahrt? Wer, ein Fünfziger, den Schelm im hintern Halsgewölbe hat und sorglos unterm Nebelmond schon in der Mumme stolz, muß keinem jüngeren die Necklust neiden. Aber dem auf die Besserungsfähigkeit des Fernzeitschreibers Hoffenden trübt sich die Pupille und der im deutschen Sprechbezirk durch lange Weile gepönten Lesergeduld reift mählich der Wunsch, der Borussenmagen möge, der bis zur Schmacklosigkeit mit den Hunger trügender Fettkost gefütterte, sich endlich umdrehn.

* * *

EINE AUFKLÄRUNG

» ... B. war ein Komponist von Talent, namentlich seine Lieder wurden in den Kreisen der *Fachmusiker* geschätzt ... «

Was sagt das Intelligenzvieh, das solchen Bericht liest, dazu, wenn ich ihm jetzt den folgenden Satz liefere:

» ... A. war ein Literat von Talent, namentlich seine Gedichte wurden in den Kreisen der *Fachschriftsteller* geschätzt ... «

Merkt das Intelligenzvieh endlich, wo das hinführt? *Fachmusiker* läßt es gelten: es sind Musiker, die von Musik mehr verstehen als der Laie. Von Literatur, versteht sich, versteht der Laie ebensoviel wie der Fachmann. Denn der Laie kennt das Alphabet, aus dem sich das Werk des Fachmannes zusammensetzt. »*Fachschriftsteller*« nennt er nicht den Schriftsteller, der vom Fach mehr versteht als er, sondern den Redakteur einer Bierbrauerzeitung.

* * *

WIR UND DIE ESKIMOS

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sich ein Mitglied des Berliner Automobilklubs einem Eskimo kulturell überlegen dünken wird. Dennoch heißt es im Buche Fridtjof Nansens:

» ... es sind Anzeichen vorhanden, daß die Eskimos ihre Physiognomie verlieren und in unserer trivialen, alles überwuchernden Kultur untergehen werden.«

Ein entsetzter Europäer, aber stellte wegen dieses, wie er sagt, »revolutionären Passus« den Autor zur Rede und erhielt die folgende gute Antwort:

»Ja, ich habe die europäische Zivilisation trivial genannt, denn ich halte sie auch für trivial. Ihr Bestreben geht dahin, alles allem gleich zu machen. Ich habe keinen Grund, ein solches Resultat zu wünschen. Alles allem gleich zu machen, bedeutet für die Zukunft die schreckhafteste Monotonie. Der heutige Mensch ist eine Maschine, und in dem Sturmloch des modernen Lebens hat er keine Zeit, sich selbst zu finden. Sich selbst zu entdecken, ist die größte Entdeckung. Der Eskimo aber hat in seiner Abgeschiedenheit genug Zeit, sich dieser Art von Selbstentdeckung zu widmen. Seine Zivilisation ist groß, seine Kultur ist schön. Kunst haben sie wenig, aber wunderbare nordische Märchen. Der Eskimo lebt sich selbst. Er ist auf seine fünf Sinne angewiesen — er ist ein Individuum.

Und trotz alledem ist das Leben des Eskimos auf einem sozialistischen System aufgebaut; fast kommunistisch sind ihre Leitmotive. Ihre Regel heißt: »Ich habe heute einen schlechten Fang getan, gib mir von deinen Fischen; morgen, wenn es dir schlecht geht, will ich aushelfen.«

»Nansen begeistert sich, wie man sieht, für diese Grönländer.« Was diese Europäer anlangt, so haben sie allerdings mehr Kunst und leben nicht sich selbst, sondern vom Nebenmenschen. Ihre Regel heißt: »Ich habe heute einen guten Fang getan, indem ich mir von deinen Fischen nahm; morgen, wenn es dir schlecht geht, will ich mir aushelfen«. Was freilich die Allesgleichmacherei anlangt, so gibt es ein Land in Europa, wo das Streben des Kulturmenschen erst dahin gelangen muß; denn die schreckhafteste Monotonie ist noch willkommen als Schutz gegen die mißratenen Individuen, die sich ihm dort in den Weg stellen und ihn zwingen, an die äußern Dinge des Lebens, die der inneren Kraft dienen sollen, eben diese zu verplempern.

* * *

WAHRUNG BERECHTIGTER INTERESSEN

»Aus Leitmeritz, 27. d., wird uns berichtet: Heute stand vor dem hiesigen Geschwornengerichte der Fabriksarbeiter Wenzel Proksch in Teischen unter der Anklage, am 29. Oktober, in Teischen im öffentlichen Haus des Markus Bloch die Prostituierte Marie Ungermann in mörderischer Absicht getötet zu haben. Am 29. Oktober abends kam in das Haus des Markus Bloch in Teischen ein junger Mann, der mit der Prostituierten Ungermann auf deren Zimmer ging. Kurz darauf ertönte aus dem Zimmer die elektrische Klingel. Die Wirtschafterin Wendel eilte zur Zimmertür und hörte ein Stöhnen. Gleich darauf stürzte ein junger Mann aus dem Zimmer, dessen Tür offen stand. Sie drehte das elektrische Licht auf und sah nun vor dem Sofa die Ungermann in einer Blutlache liegen. Die herbeigerufenen Ärzte konnten nur den bereits eingetretenen Tod des Mädchens konstatieren. Trotz eifriger Recherchen gelang es in den ersten Tagen nach der Tat nicht, des Täters habhaft zu werden. Am 1. November stellte er sich jedoch selbst dem Gerichte. Der Täter Wenzel Proksch gab vor dem Untersuchungsrichter an, er sei am 28. Oktober abends bei der Ungermann gewesen und habe ihr zwei Kronen gegeben. Am nächsten Morgen hätten ihm seine Eltern das leere Portemonnaie gezeigt, wodurch er zur Überzeugung gelangt sei, daß ihm die Ungermann vier Kronen genommen habe. Im Ärger über den Verlust des Geldes faßte er den Entschluß, sich an der Prostituierten zu rächen. Er nahm ein Küchenmesser, steckte es in die Rocktasche und ging in das Haus und wartete auf das Mädchen. Als sie herauskam, habe sie ihn aufgefordert, mit in ihr Zimmer zu gehen. Er sei sofort mit ihr gegangen, um sie zu töten. Die Prostituierte habe die Tür des Zimmers verriegelt, Licht gemacht und wollte sich entkleiden, wobei sie ihm mit dem Rücken zugekehrt war. *In diesem Augenblick habe er ihr einen Stich in den Rücken versetzt und dann noch mehrere Stiche gegen sie geführt, bis sie zusammengestürzt sei. Während er sie mit dem Messer bearbeitete, sei jemand zur Tür gekommen, weshalb er auf Flucht und Rettung be-*

dacht gewesen sei. Er habe das Messer weggeworfen, das Licht verlöscht, die Tür aufgerissen und sei geflohen. Er sei nach Hause gelaufen, habe sich in der Waschküche die blutigen Hände gewaschen, den blutigen Rock habe er in den Schrank gehängt und Tags darauf, als er allein daheim war, gewaschen und gebügelt. Da ihm sein Gewissen keine Ruhe gelassen, habe er am 30. Oktober mittags seinen Eltern alles mitgeteilt, einen Revolver gekauft, sei auf den Friedhof gegangen, habe aber nicht den Mut gefunden, sich zu erschießen. Über Anraten seiner Eltern habe er sich dem Gerichte gestellt. — Die Sachverständigen erklärten in einer zweistündigen Darlegung Proksch für geistig gesund. Den Geschworenen wurden zwei Hauptfragen vorgelegt. Die erste auf gemeinen Mord wurde mit neun Stimmen verneint, die zweite wegen Übertretung des unbefugten Waffentragens wurde mit zehn Stimmen verneint. Auf Grund dieses Verdiktes wurde Proksch freigesprochen.

Urteilsbegründung: A Hur war's ¹.

*

Und nie, solange diese Welt lebt, wird die Urteilsbegründung anders lauten ... Mit Messern in den Rücken — no ja, bei dem Lebenswandel Herr Obmann, sagen S' is des a Wunder? San mer froh, daß mer keine Menscher nicht sein, wos? Hehe! Aber was unsereiner riskiert! Wenn im Börsel nacher vier Kranln fehlen, wann man von so einer kommt Herr Nachbar, das spürt man am eigenen Leib, das kann jedem von uns passieren. Wär net schlecht. Daß das überhaupt geduldet wird, wo es doch im Gesetzbuchö oosdrücklich steht, wer Schanddirnen beherberget. Neen, da verneene ich die Schuldfrage ...

Und wegen Betrugs war die Ungermann nicht mehr zu fassen. Das Urteil ist ein ethisches Bekenntnis. Der Mord wird nicht bestraft, sondern belobt, denn ausdrücklich wird anerkannt, daß auch die Übertretung des Waffentpatents gegen eine Prostituierte erlaubt ist. Ein Fall der Notwehr. Hätte der Bursch einen Stein gegen einen Wachmann geworfen, unter einem Jahr wär's nicht abgegangen. Unter sieben nicht, wenn er einen Justizminister verfehlt hätte. Der hungrige Altersgenosse, der einer Frau die Handtasche zu entreißen versucht hat, bekam lebenslänglichen Kerker ². Die höhere Instanz machte zwölf Jahre draus; die Tuberkulose vier. Der Delinquent ist tot und sein Richter hat einen schlechten Schlaf. Das Tier, das eine Frau, nicht zur Lust, aber so oft in den Rücken stach, als ihm Kronen in der Tasche fehlten, wird frei herum gehen. A Hur war's, Leitmeritz ist eine deutsche Stadt, die Sprachenfrage ist wichtig, die Justiz ist eine Institution, das Schwurgericht ist ein Korrektiv, und die Lage der Deutschen in Österreich ist kein Messer in den Rücken wert.

* * *

1 Nur in einem zivilisierten Zeitalter konnte man sich über diesen Fall empören. Im islamisierten Deutschland traten 2014 auf dem Berliner Alexanderplatz 5 Türken einen gewissen Jonny K. tot. Einer wurde bestraft, die anderen freigelassen und nutzten ihre wiedergewonnene Freiheit, um ihr Opfer zu verhöhnen und seine Schwester übelst zu beleidigen.

2 s. Heft 232 »Ein Wiedersehen«

EIN UNHOLD

»*Eine Ehrenrettung Sapphos*. In der französischen Akademie der Wissenschaften hat Salomon Reinach die vielgelästerte antike Dichterin Sappho rehabilitiert. Besonders ihrer 'Schule der Dichterinnen' wurde bisher viel Übles nachgesagt. Nach Reinach war diese Schule nichts als ein Mädchenpensionat für die höheren Töchter von Lesbos. Sappho selbst verkehrte nur in den besten Bürgerfamilien, und ihre ganze Verwandtschaft protzte geradezu mit Philistrosität. Einer der Brüder war Weinhändler, ein witziger Bonvivant, wie es heute noch viele unter den Weinhändlern gibt. Er verdiente viel Geld, das er gewissenhaft mit einem Fräulein Rhodopis wieder um die Ecke brachte. Sappho war aigriert und hielt dem Bruder eine Moralpredigt in dem berühmten, nach ihr getauften Versmaß. «

Ich bin nicht gesonnen, Mitmensch des Herrn Salomon Reinach zu sein. Wie komme ich denn dazu? Wenn das nicht anders wird, stelle ich die Alternative, wer länger leben soll, ich oder die Historiker, und wenn die Antwort zu meinen Gunsten ausfällt, organisiere ich eine Kulturschutztruppe, die mit Knüppeln losgeht. Die paar Lichtpunkte, die die Menschheit hat, wenn sie sich an ihr Altertum erinnert, werden uns jetzt auch noch ausgetreten! Nicht nur, daß wir in einem Kellerloch hausen müssen, nein, es soll auch ehemals nicht ohne Ungeziefer abgegangen sein. Sappho war gottbehüte keine Lesbierin, sondern eine Pensionatsinhaberin, sie verkehrte in den besten Bürgerfamilien und zur Beruhigung der Zeitgenossen, denen die Verhältnisse von Lesbos schon längst nicht gepaßt haben, wird versichert, daß die ganze Verwandtschaft mit Philistrosität geradezu geprotzt habe. Die Auskunft ist glänzend. Einer der Brüder — der das Verhältnis gehabt hat, Gott ja, wenn schon — nimmt man 'nem jungen Menschen nich übel, wer arbeitet, soll sich auch amüsieren — war Weinreisender für ein erstes Haus, später hat er sich selbständig gemacht ... Man denke, Sapphos leiblicher Bruder! Man wird also von jetzt an in der anständigsten Gesellschaft ruhig von lesbischer Liebe reden können. Herr Salomon Reinach ist vorläufig nur Historiker, aber zu seiner Rehabilitierung wird sich vielleicht auch einmal herausstellen, daß er Weinreisender war. Jedenfalls ist er immer mit der Wahrheit auf dem Marsche, und auch er hat, wie man weiß, eine feine Verwandtschaft. Lauter Leute in guten Berufen, befassen sich, je nachdem, mit der Unschuld, des Dreyfus oder mit der Unschuld der Sappho. Der Historiker ist besonders tüchtig. Er kann einem das ganze Altertum verekeln. Und es ist höchste Zeit; denn das Altertum ist der Neuzeit schon lange verdächtig. Wollen mal sehen, was herauskommt, wenn man das Land der Griechen mit der Dreckseele sucht. Das geht nicht mehr so weiter mit den Griechen. Zuerst haben wir sie 'hysterisch gemacht, da waren sie noch immer schöner als wir. Jetzt wollen wir Christen und Juden aus ihnen machen. Die Häßlichkeit der sogenannten Jetztzeit hat rückwirkende Kraft. Seien wir auf beruhigende Mitteilungen über Sokrates gefaßt! War 'n rechtschaffener Oberlehrer, Inhaber einer Knabenschule. Bauen wir nicht auf die unumstößliche Schönheit der Phryne! Es wird sich herausstellen, daß sie, als die Hülle fiel, die Richter durch ihre Säbelbeine eingeschüchtert hat, während ihre Ähnlichkeit mit der Nase des Herrn Salomon Reinach schon vorher nicht zu verkennen war. Nun, ein witziger Bonvivant, wie es heute noch viele unter den Weinhändlern, gibt, ist Herr Reinach auch. Man muß die Ergebnisse seiner Wissenschaft nicht zu ernst nehmen. Schön. Aber daß sich die

Rache der Parias an den Träumen der Menschheit vergreifen darf, daß Gedicht und Sage dem elenden Bedürfnis der Historik und Psychologie verfallen, Religion und alle heilige Gewesenheit der Spucknapf sind für den intellektuellen Auswurf — das ist es, was dieses Leben erst unerträglich macht, wenn es über alle Hindernisse der Zeit gesiegt hat! Diese Forschernasen beschmutzen die Kunst, diese ungewaschenen Vollbärte, die uns heute Kleist erklären und morgen die Sappho läutern, stechen die Scham der Menschheit. Fort mit ihnen! Weg mit dem, was heute Manneszier trägt. Lasset uns eine Akademie der Wissenschaft, die anstatt Holz zu hacken, der Ehrenrettung Sapphos gelauscht hat, rasieren oder kastrieren! Daß mir dieser Salomon Reinach in seinem jetzigen Zustand nicht mehr unter die Augen trete!

In Nr. 336 / 37 waren zwei Sätze durch Druckfehler entstellt die einer zehnmaligen Korrektur entgangen waren. Auf S. 21, in der 11. Zeile von unten, ist statt »die Historizismus«: *der* zu lesen. Der Satz hat zu lauten: »Der Journalismus hat die Welt mit Talent verpestet, der Historizismus ohne dieses«. — Auf S. 48, in der 3. Zeile von oben, ist statt »dem Gesindel«: *das* zu lesen. Der Satz hat zu lauten: »Denn das Gesindel, dem ein toter Schriftsteller — — —, brachte kaum mehr als ein Dutzend Phrasen — — — — — «.

Pro domo et mundo

Von *Karl Kraus*

Es gibt Vorahner von Originalen. Wenn Zwei einen Gedanken haben, so gehört er nicht dem, der ihn früher hatte, sondern dem, der ihn besser hat.

*

Auch in der Kunst darf der Arme dem Reichen nichts nehmen; wohl aber der Reiche alles dem Armen.

*

Es gibt eine Zuständigkeit der Gedanken, die sich um ihren jeweiligen Aufenthalt wenig kümmert.

*

Man tadelte Herrn v. H. wegen eines schlechten Satzes. Mit Recht. Denn es stellte sich heraus, daß der Satz von Jean Paul und gut war.

*

Immer zieht das Original wieder ein, was ihm entnommen wurde. Auch wenn es später auf die Welt kommt.

*

Den Autoren wird jetzt geraten, Erlebnisse zu haben. Es dürfte ihnen nicht helfen. Denn wenn sie erleben müssen, um schaffen zu können, so schaffen sie nicht. Und wenn sie nicht schaffen müssen, um erleben zu können, so erleben sie nicht. Die andern aber tun beides zugleich, die Künstler. Und ihnen ist nicht zu raten und nicht zu helfen.

*

Die Erlebnisse, die ich brauche, habe ich vor der Feuermauer, die ich von meinem Schreibtisch sehe. Da ist viel Platz für das Leben, und ich kann Gott oder den Teufel an die Wand malen.

*

Um schreiben zu können, muß ich mich den äußeren Erlebnissen entziehen. Der Souffleur ist laut genug in meinem Zimmer.

*

Der Ethiker muß immer von neuem zur Welt kommen. Der Künstler ein für allemal.

*

Wirkung der Kunst ist ein Ding, das ohne Anfang ist und dafür ohne Ende.

*

Die Kunst bescheidet sich vor einer Gegenwart, die sich der Ewigkeit überlegen weiß.

*

Die Kunst muß mißfallen. Der Künstler will gefallen, aber er tut nichts zu Gefallen. Die Eitelkeit des Künstlers befriedigt sich im Schaffen. Die Eitelkeit des Weibes befriedigt sich am Echo. Sie ist schöpferisch wie jene, wie das Schaffen selbst. Sie lebt im Beifall. Der Künstler, dem das Leben den Beifall von rechtswegen versagt, antizipiert ihn.

*

Kunst ist das, was Welt wird, nicht was Welt ist.

*

Der Künstler soll mehr erleben? Er erlebt mehr!

*

Der Künstler soll dem Hörer Konzessionen machen. Darum hat Bruckner eine Symphonie dem lieben Gott gewidmet.

*

Die Widersprüche im Künstler müssen sich irgendwo in einer höheren Ebene treffen, und wäre es dort, wo Gott wohnt.

*

Die Sonne hat Weltanschauung. Die Erde dreht sich. Widersprüche im Künstler sind Widersprüche im Betrachter, der nicht Tag und Nacht zugleich erlebt.

*

Die Revolution gegen die Demokratie vollzieht sich im Selbstmord des Tyrannen.

*

Die Kultur endet, indem die Barbaren aus ihr ausbrechen.

*

Der moderne Weltuntergang wird sich so vollziehen, daß gelegentlich der Vervollkommnung der Maschinen sich die Betriebsunfähigkeit der Menschen herausstellt. Den Automobilen gelingt es nicht, die Chauffeure vorwärts zu bringen.

*

Der Erzähler ist für die Leute da? Wenn die Abende lang werden? Man kürze sie ihnen anders! Ihnen noch etwas erzählen? Bevor die Nacht kommt, etwas Spannendes? Etwas in Lieferungen? Strychnin und die Folter! Der Abend dauert zu lange.

Nach dem Erdbeben ¹

Von Karl Kraus

Die ältesten Leute können sich nicht erinnern. Seit 1908 hat es keine Katastrophe gegeben, die sich mit dieser vergleichen ließe, und die aus den hauptsächlich betroffenen Gegenden einlaufenden Nachrichten lassen es bereits heute als feststehend erscheinen, daß das Ereignis vom 18. November ² selbst jenes in den Schatten stellt, das damals die Ahnungslosen so schwer heimgesucht hat und dessen Folgen noch heute nicht vollständig verschmerzt sind. Erst allmählich vermag man die ganze Ausdehnung der Katastrophe zu überblicken. Der Jammer ist grenzenlos. Wo gestern noch Lebensfreude und Zuversicht herrschten, ist Trauer eingezogen. Herzerreißende Szenen sollen sich in den Redaktionen abgespielt haben, und überall suchten sie sich zu vergewissern, ob nicht auch bei ihnen etwas geschehen sei. Da und dort verließen sie fluchtartig die Arbeitsräume, und bis vollständige Beruhigung eingetreten ist, hat man beschlossen, im Freien zu redigieren, um vor dem Einlauf von Briefen geschützt zu sein. Freilich erlebte man auch bei dieser Gelegenheit wieder das so unsäglich traurige Schauspiel, daß die menschliche Natur, wenn sich einmal die Bande der Ordnung gelockert haben, zu anarchistischen Gewalttaten neigt, die sich wider den Nächsten kehren, die Bestie im Menschen erwachte und überall sollen die gefangenen Nachtredakteure ausgebrochen sein. In Scharen ziehen besorgte Einleger vor die Redaktion, um ihre Erdbebenbeobachtungen zurückzuziehen. Um das Gebäude der Neuen Freien Presse ist ein Kordon gezogen, die Schätze der Bildung sind, soweit menschliche Voraussicht noch etwas zu sagen hat, in Sicherheit gebracht, und Patrouillen bewachen die vom Wüten der Elemente verschont gebliebenen Güter des Fortschritts. Aber was nützt das alles, da auf den Trümmern des Autoritätsglaubens, aus denen man soeben einen alten Abonnenten vom Beginn des Erscheinens hervorgezogen hat, die Leichenräuber des Witzes herumschleichen und die Gelegenheit benützen, um im Trüben zu fischen? Zur Verzweiflung gesellt sich der Verrat, der Redakteur mißtraut dem Redakteur und die seriösesten Zuschriften werden unterdrückt, weil man nicht wissen kann. Deutschland wird Frankreich den Krieg erklären, und sie werden es nicht glauben; was immer von jetzt an geschehen mag, es könnte den Zweck haben, sie hineinzulegen, und in das Gefühl der Genugtuung bei den befreundeten Redaktionen mischt sich die bange Empfindung, daß das jedem von uns passieren kann. Ein schwacher Trost bleibt, daß der Appell an die Mildtätigkeit der Inserenten sowie einige Erpressungen nicht ohne Erfolg bleiben, und während die Fürstin Pauline Metternich auf der Unglücksstätte erschien, um sich an der Ausspeisung der Redakteure zu beteiligen, haben die Banken beschlossen, Subventionen zu bewilligen, weil sie sich sagen, daß der volkswirtschaftliche Teil der Neuen Freien Presse noch immer ernstzunehmen ist. Trotzdem dürfte an den heute noch unabsehbaren Schaden kein Versuch, die

1 KK hatte bereits 1908 als "Zivilingenieur" Berdach aus der Glockengasse (s. Heft 245 # 05 »Das Erdbeben«) die Dummheit der Neuen Freien Presse der Menschheit vorgeführt. In einem Internetbeitrag zum Thema „Transformative Hermeneutik“ auf <http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/zeitreisen/1034464/> findet der Leser Weiteres zum Thema.

2 Das Datum des Tages an dem ein Brief des "Herrn Zivilingenieurs J. Berdach" bei der Redaktion der "Neuen Freien Presse" einging.

Not der Ärmsten der Armen zu lindern, auch nur hinanreichen. Was man zunächst befürchtet, ist die Möglichkeit, daß die explosiblen Grubengase neuerlich in die Lampenkammer eindringen könnten. Einer unserer Mitarbeiter, der Gelegenheit hatte, mit Professor Eduard Stieß zu sprechen, berichtet, daß der Gelehrte sich zwar zuversichtlich, aber skeptisch geäußert habe. Denn selbst die Geologen können heute nicht mehr umhin zuzugeben, daß die Wissenschaft keinen hinreichenden Schutz gegen die Satire bietet.

Die Wissenschaft ist konsterniert. Sie fühlt, daß der Antigelehrte, der unter der Maske eines Dr. Ing. Erich Ritter von Winkler die Neue Freie Presse beriet ¹, zwei Fliegen von einem Grubenhund hat schnappen lassen. Denn nicht allein der Journalismus, jene Offenbarungsmacht, die sich jeder Alphabet zulegen kann, wenn er zur Druckerschwärze greift, ist durch den Fall entblößt, sondern auch die Wissenschaft. Nicht nur die Allwissenheit des Trotzels hat den Kredit verloren, sondern auch die Dummheit der Wissenschaft. Was hier ein Fachmann geschrieben hat und was die Fachleute noch mehr als die Journalisten beklagen müssen, ist nichts Gelinderes als die ad—absurdum—Führung des wissenschaftlichen Tonfalls. Mein schlichter Berdach hat bloß die Zeitung gefoppt, aber der Mann der Wissenschaft beide. Ein Ingenieur hatte seiner Tischgesellschaft proponiert, dem anmaßendsten Intelligenzblatt das Stärkste zuzumuten, was ein gegen den Wahn erbitterter Hohn bisher erfinden konnte, und hat die Wette gewonnen. Wer diesen Sieg nur für einen Ulk hält und das Hineinlegen vielbeschäftigter Redakteure, die ja auch nur Menschen seien, für eine billige Wirkung, ist ein Tropf. Ein solcher ist unfähig, das Weltbild, das der Satiriker gerade in den Belanglosigkeiten überrascht, zu erkennen, und reduziert es auf den unverantwortlichen Redakteur. Der Tropf, der nicht nur kein Weltbild hat, sondern es auch nicht sieht, wenn es ihm die Kunst entgegenbringt, muß von einer satirischen Synthese so viel zu seinem Verständnis abziehen, daß ein Nichts übrig bleibt, denn dieses versteht er, und er gelangt auf dem ihm gangbaren Wege der Vereinzlung bis zu den Anlässen, die der Satiriker hinter sich gelassen hat, er identifiziert sich liebevoll mit dem Detail, gegen das sich nach seiner Meinung der Satiriker gewendet hat. Der Tropf muß sich auch durch eine Satire getroffen fühlen, die ihm nicht gilt oder weitab von seiner Interessensphäre niedergeht. Ich weiß nicht, ob der Philister ein Vakuum im Weltenraume vorstellt oder ob er nur die Wand ist, die von dem Geist durch eine Toricellische Leere getrennt bleibt. Aber ob Minus oder Schranke, er muß gegen die Kunst prinzipiell feindselig reagieren. Denn sie gibt ihm ein Bewußtsein, ohne ihm ein Sein zu geben, und sie treibt ihn in die Verzweiflung eines cogito ergo non sum. Sie würde ihn zum Selbstmord treiben, wenn sie nicht die Grausamkeit hätte, ihn bei lebendigem Leibe zum Beweise seiner Nichtexistenz zu zwingen. Ob ein Bild gemalt oder ein Witz gemacht wird, der Philister führt einen Kampf ums Dasein, indem er die Augen schließt oder sich die Ohren zuhält. Ein Witz kann noch durch die stoffliche Erheiterung für die tiefere Bedeutung entschädigen. Ist der Philister aber von der Partei derer, denen auch die stoffliche Beleidigung gilt, so wird er rabiāt. Rufe und Briefe aus verschiedener Richtung beweisen mir, daß die Leistung des Dr. Ing. Ritter v. Winkler ein satirischer Meisterschuß war, der durch zwei Zentren des intellektuellen Wahns getroffen hat. Der Journalismus, den die meisten noch immer für einen Wahrsager, viele für einen Ausrufer, aber wenige für eine Schießbudenfigur hielten, wackelt und klappert, und hinter ihm schnarrt die Wissenschaft, ins Herz getroffen, ihren Tonfall. Auch sie überhob sich über ihre praktische Nutzbarkeit. Was aber ist sie einem geistigen Bedürfnis wert, was gilt sie im Kosmos, wenn

1 s. Heft 336 # 01 »Glossen«, dort »Der Grubenhund«

es gelingen mag, ihre Termini so toll zusammenzukoppeln, daß mit dem Maß der Tollheit der Respekt des Bürgers und der Respekt des dem Bürger heiligen Journalisten wächst? Es versteht sich, daß es die Sachen, die hinter dieser Sprache stecken, samt und sonders gibt und daß sie nützlich sind. Aber auch die willkürliche Gruppierung dieser Worte deckt eine Welt, und der Geist des Bürgers könnte in ihr atmen, selbst wenn sie nicht verstellt, sondern erfunden wären. Nicht der Laie ist der Wissenschaft hereingefallen, sondern beide beiden. Denn die Wissenschaft ist von Natur so gebaut, daß Überraschungen nicht ausgeschlossen sind, und ihr Kredit beruht auf Verwechslung. Indem sie den Journalismus hineingelegt hat, hat sie ihre Identität bewiesen und sich selbst dazugelegt. Hier kam der Tonfall dem Gehör entgegen. Der Wahn hatte die Wissenschaft erwartet, und er hatte guten Grund, sie zu erwarten, weil sie noch nie ein Bedenken getragen hat, mit Handeljuden und Schmarotzern jene schmutzige Herberge zu teilen, die sich Presse nennt. Der Tonfall klopfte an und ihm ward aufgetan. Selbst seinen Grubenhund ließ man ein. Mit dem Tonfall ist die Welt der Phrase als ganze zu erobern. Schreiet Mordio, so ist ein Mord begangen, murmelt Abracadabra, so ist es Religion, schreibt Auspuffleitungen von Dynamos, und es ist Wissenschaft. Diese, am äußeren Bau der Welt verdienstlich beschäftigt, hat es nicht gelernt, sich von dem Ehrgeiz fernzuhalten, mehr Glauben zu finden als sie verdient. Darum geschieht ihr recht, wenn sie in jene Gegenden des Geistes gezerrt wird, wo der Schwindel den Glauben erledigt hat. Der Hereinfall des Schwindels ist der letzte Witz, der, einer verstimmt Kultur einfällt. Wäre Wissen eine Angelegenheit des Geistes, wie wär's möglich, daß es durch so viele Hohlräume geht, um, ohne eine Spur seines Aufenthaltes zurückzulassen, in so viele andere Hohlräume überzugehen? Nahrung ist eindrucksfähiger als Bildung, ein Magen bildsamer als ein Kopf. Aber was die Lehrer verdauen, das essen die Schüler, während Zeitungspapier seine unhygienische Bestimmung schon am andern Tag hinter sich hat. Der Ritter von Winkler hat es gut gemeint, da er die Wissenschaft auf das Zeitungspapier projizierte. Die Folgen sind nicht auszudenken. »Also das erste wird jetzt sein«: daß man sein Mißtrauen nicht wird zersplittern müssen, sondern gegen die Presse vorsichtiger sein wird, indem man der Wissenschaft nicht über die Gasse traut. Mein schlichter Berdach hat bloß den Betrug der Zeitung betrogen. Winkler, der Mann der Wissenschaft, ist eine Blasphemie auf beide; auf die falsche Bildung und auf die wahre, auf die Einrichtungen und auf die Errungenschaften und überhaupt auf alles, was es notwendig hat, sich vor dem Lachen in acht zu nehmen. Man kann sich den Mann des sozialen Ernstes von jetzt an nur mehr als Hanswurst und den Mann der Wissenschaft nur mehr als Wissenschaftlhuber vorstellen. Der Fachmann lebt fortan wie der Clown im Kompressorenraum der Versuchsanstalt, der alles parat hat, um es im geeigneten Moment nicht verwenden zu können. Sie werden befangen sein, sie werden, ehe sie uns einen Vortrag halten, erst nachsehen müssen, ob wir nicht lachen. Wie soll man ihnen noch den Ernst glauben, der genau so spricht wie der Ritter von Winkler und genau so knurrt wie ein Grubenhund? Und ich will wetten, manche unter ihnen haben an Hund und Herrn geglaubt, und etwa noch ergänzende Aufschlüsse gegeben. Denn die Wissenschaft imponiert durch das, was jene nicht wissen, die ihr zuhören. So sind sie alle. Und wenn von Technik die Rede ist, so haben sie diese fabelhafte Geistesgegenwart von Ostrau, die noch im letzten Augenblick irgendetwas angekurbelt und etwas ausgekuppelt hat, und dem, der's hört, vergeht der Atem. Wie der Knockabout alle Mittel auf— und an— und umwendet, die geeignet sind, unfehlbar den Zweck zu verfehlen, den unpraktische Leute durch Zurückhaltung erreichen, so sind sie alle, die in ih-

rem Herzen eine Versuchsanstalt tragen oder irgendeinmal behaupten könnten, daß sie dort Assistenten waren, ohne daß man es ihnen beweisen kann. Indem aber der Ritter von Winkler bewußt das tat, was sie alle unbewußt tun, hat er den wissenschaftlichen Tonfall entlarvt, der dem gesellschaftlichen Leben notwendiger war, als die Wissenschaft der Gesellschaft. Ich kann mir denken, daß in vielen Kreisen jetzt eine Panik ausgebrochen ist. Die heimlichen Winkler, die unbewußten, sind beleidigt, fühlen sich beim Auskuppeln des Zentrifugalregulators und beim Auswechseln der Schaufeln durch Stellringe ertappt, und schützen die Wissenschaft gegen die Satire. Aber indem sich jetzt die Notwendigkeit ergeben hat, die Grubenhunde an der Leine zu führen, haben wir viel von der Ungezwungenheit des Lebens eingeüßt, in welchem es immer einen gab, der erzählte, und viele, die zuhörten. Die sich aber zwischen diesen und jenem das Amt der Vermittlung anmaßten, die Journalisten, sind auf exponiertem Posten von der Katastrophe mitgenommen worden. Was soll man ihnen noch glauben, wenn sie nicht selbst lügen, sondern selber angelogen werden? Aber man glaubt ihnen nicht nur nicht, man lacht über sie. Man lacht in Mährisch—Ostrau, man lacht im ganzen Kronland, man schüttelt sich in Österreich, man gröhlt in Deutschland, wo man umso lieber lacht, als man sich den Ärger vom letzten Sommer weglacht, und noch nie hat man bei einem Erdbeben, wo es sonst nur Makkaroni zum Trost gibt so viel lachende Gesichter gesehen. Diese Heiterkeit ist eine Ehrenpflicht Europas geworden, und zu einem Weltblatt gehört, daß die ganze Welt sich kugelt. Aber dieser Humor hat einen tragischen Zug: er kommt von der Herzlosigkeit des einmal enttäuschten Glaubens. Dieselbe Intelligenz, die sich alles bieten läßt, wenn man sie nicht aufmerksam macht, verleugnet ihre Blutsverwandtschaft mit einer Journalistik, die ihr alles geboten hat, und verleugnet bei einem Erdbeben die eigenen Beobachtungen. Als ob die Erde, die jetzt wankt, nicht dieselbe wäre, die sie trug, Leser und Schreiber. Es geht drunter und drüber; und sie rütteln an den Säulen, die das Unglück verschont hat. Alles gemeinsam erlebte Glück ist vergessen, auf den Trümmern des Autoritätsglaubens, aus denen man soeben einen alten Abonnenten vom Beginn des Erscheinens hervorgezogen hat, gibt er sein Abonnement auf, und nichts gelten alle Eroberungen neben dieser einen Niederlage. Tausende und Abertausende — wollen nicht mehr. Der Freisinn vergeht, die Versuchsanstalt besteht nicht. Was taugt das schönste Bollwerk, wenn durch die Bresche ein Grubenhund sprang und den Sieger in die Wade biß!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.